

Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Stille Nacht, heilige Nacht . . .

Das Geheimnis der Weihnacht

Die Wirklichkeit der Weihnacht erschließt sich in ihrer Fülle nur dem Gläubigen. Sein Auge hat die Gabe durch das Widersprechen der heiligen Nacht durch den Lichterglanz hindurch die in der tieferen Schicht des Seins sich vollziehenden Geschehnisse zu hören und zu schauen. Wer der Gnade dieses Schauens und Hörens teilhaftig wurde, der vernimmt das Wort, das Gott, der Vater, immerfort aus seinem Innersten spricht, dessen uns unantastende Donner wir nur dann nicht hören, wenn wir taub sind für Gottes Sprache, der weiß um den göttlichen ewigen Sohn, der vom Urbeginn der Ewigkeit an aus dem Schoße des Vaters steigt, ein Ereignis, das wir nur deshalb nicht schauen, weil uns die Schleier der Schöpfung Gottes Wirklichkeit verhängen. Nur leise verwehte Klänge kamen in den Jahrtausenden der Urzeit mancher Mal aus dem Sprechen Gottes in die menschliche Welt, gerade soviel, daß die Menschheit ihren Schwereiten hatten Weg gehen konnte, ohne verzweifeln zu müssen. Sie wurden lauter und lauter, verdichteten sich zu einem großen Chor, bis die Fülle der Zeiten kam. Da redete Gott mit einem mächtigen und reichen Worte zu den Menschen. In der Fülle der Zeit kam die Fülle der göttlichen Ansprache. Da trat des ewigen Vaters ewiges Wort: hörbar und sichtbar heraus aus dem Schweigen Gottes, herein in die Zeitlichkeit.

Seit jener Nacht der Geburt des Lichtes herrscht seine Finsternis mehr auf der Erde. Seit jener Bindung Gottes an eine menschliche Natur, jener Bindung der menschlichen Natur an den Sohn Gottes ist alles Irdische geweiht und gesegnet. Durch die Sünde war es entgötlicht worden. Christus sollte das Entweihte wieder beim zum Vater, schon allein durch die Menschwerdung. Christus war ja nicht einer unter vielen, nicht ein Uebertragender unter Millionen, die die Geschichte kraftvoll vorantreiben. In ihm waren alle Menschen, ja alle Geschöpfe wie in einem Punkte zu einem Ganzen, wie auf engstem Raume zusammengedrängt. Wenn er sein Gebot zum Vater empfangte, dann schwang darin das vieltausendstimmige Rufen und Flehen der ganzen Schöpfung mit. Er war das Haupt, der Erstgeborene der Schöpfung. Dadurch, daß die menschliche Natur mit Gott verbunden wurde und wieder heimwärts zu Gott, wurde die Heimkehr der ganzen Menschheit begonnen.

Eine unendliche Bewegung wurde durch Gottes heilende Tat auf der Erde ausgelöst. Die Geschlechter kommen



Nun läuten die Christnachtsglocken . . .

Holzschnitt von Bodo Zimmermann (Deike-M)

und gehen, und alle sind auf dem Weg nach Gott, in einem endlosen Wallen und Wandern, und bei dieser schicksalreichen Völkerschaft soll einer dem andern Stütze und Stütze sein. Aus der Bindung des Christen in der Tiefe seines Weisens aus der Bindung an Christus wächst die Bindung in die Welt, jene an alle Glieder der übernatürlichen und der natürlichen Gemeinschaft.

Heimkehr im Schnee / Eine Weihnachtsgeschichte von Franz Heinrich Bohl

In dem Jahr, der am 24. Dezember 1918 Hoppernd und schauend der östlichen Grenzmark zuströmte, sah der Reservist Paul Gottschalk. Er war einer der vielen Frontkämpfer, die von ihren Truppenreisen entlassen, durch ganz Deutschland nach ihrer Heimat eilten, um noch den Heiligabend zu Hause zu verleben. Wie sie alle trug auch Gottschalk einen gewöhnlichen, schmutzigen Mantel und eine verdrückte Miene. Sein abgegrüntes, graubraunes Gesicht mit der edel verstrahlenden Nase war tief in den hochgeschlagenen Mantelstropfen geborgen, denn durch die teils fehlenden, teils zerbrochenen Fensterläden wehte der eifige Wind Schneeflocken ins Abteil.

Der Soldat führte einen schweren Kampf gegen die Müdigkeit. In der letzten Nacht hatten sie ihm, während er im Wartesaal schlief, seine Decke, die Tabakspfeife und andere Gebührligkeiten gestohlen, und auch hier im Abteil saßen ein paar wenig vertrauenswürdig aussehende Burschen. Gottschalk zog einen Brief aus der Tasche und las ihn nochmals durch, obgleich er ihn schon auswendig kannte: „Vieder Sohn! Hier erzählen sie, es würde nun bald Hoffensfullstand sein. Hoffentlich ist es wahr und Du kommst endlich nach Hause. Seit der Rufe mit den anderen Gefangenen im Dorf wegelaufen ist, hoffen wir es nicht mehr ganz. Mein Reifen und das Berg machen mich ganz koput. Der Junge kann mit den Pferden nicht richtig umgehen, und die Viegel aus Hennesdort ist anstellig, aber erst fünfzehn. Wir haben ein Schwein ziemlich fett, wissen aber nicht, ob wir schlachten dürfen. Hantel und Kartoffeln sind brav, sie braten abends für den Botel im Krieger und die liebe Mutter im Himmel. Trautmanns Jüngster ist nun auch gefallen. Hoffentlich passiert Dir nichts! Herzliche Grüße von uns allen. Deine Mutter.“

Paul Gottschalk steckte den Brief wieder ein. Er blickte in die eintönige, schwerwichtige Landschaft hinaus, die in der zunehmenden Dunkelheit und dem immer stärker werdenden Schneereifen bald nicht mehr zu erkennen war. Doch da hielt der Zug auf einer kleinen Station, und in der häßlichen Bahnhofselendung las Gottschalk den Ortsnamen.

„Zuerst empfand der Soldat das Marichieren nach dem langen Sitzen als angenehm. Aber bald war er ganz im Schnee gehüllt. In Augen und Ohren setzte sich der Schnee, klebte unter den Sohlen fest und türmte gewaltige Haufen auf dem Wege zusammen, die umgangen werden mußten. Das Fortwärtigen wurde immer schwieriger. Dazu spätlich Gottschalk, der lange nichts gegessen hatte, immer härteren Hunger. Da sah er aus dem nächtlichen Dunkel ein Kreuz auftragen. Gottschalk wagte, daß er nun die Hälfte seines Weges erreicht hatte und dachte, daß er sich etwas Rast gönnen konnte. Er setzte sich auf die Bank, holte einen Rest hartes Brot aus der Tasche und begann zu essen. Plötzlich fiel ihm ein: Vor zwanzig Monaten hatte er hier zum letztenmal gestraht. Es war ein schöner Frühlingstag gewesen, und seine junge Frau, die inzwischen vom Grippefieber geholt worden war, hatte neben ihm gesessen. Die Gedanken des müden Mannes wandten zu Träumen, und bald deckte ihn der Schnee wie ein weißer Mantel zu.“

Die alte Frau Gottschalk in Döbischau, die todelang krank zu Bett gelegen hatte, war am Heiligabend gegen Mittag aufgestanden.

„Mein Sohn kommt heute“, hatte sie behauptet und den Pferdejungen und die kleine Magd zur Arbeit angehalten. Kränkelnd über den Hof gehend, humpelte sie durch das ganze Haus, schaffte Ordnung und schmückte mit Hilfe des sechs-jährigen Hans und des dreijährigen Marlechen den Weihnachtstisch. Als der kurz vor Mitternacht ging, wurde sie unruhig. „Aber er kommt, ich weiß es ja!“ murmelte sie vor sich hin.

„Denn, wollen wir nicht die Lichter aufstecken?“ fragten die Kinder, als es immer später wurde.

„Aber der Vater kommt ganz gewiß!“ versicherte die Großmutter. Sie ging mühsam zum Fenster und sah in die Nacht hinaus. Der Wind trieb heulend und tobend den Schnee vor sich her. So wurde ihr todessangig ums Herz.

„Knecht!“ rief sie. Als der junge Knecht, der fast noch ein Kind war, ins Zimmer trat, befahl sie: „Spann die beiden Pferde vor den Wagen und fahr zur Bahn!“

Der Junge hatte die alte Bäuerin sprachlos an. „Frau, Sie sind wohl nicht recht geschickt“, sagte er dann dreist, „bei dem Wetter brechen die alten Kraden schon hinterm Dorf zusammen! Und der Herr hat doch auch gar nicht geschrien, daß er heute kommt!“

„Ach, ich hilflose, alte Frau“, jammerte die Gottschalk-Mutter, „wozu bin ich noch auf der Welt?“ Verzweifelt setzte sie sich an den Tisch. Als sie etwas ruhiger geworden war, holte sie die Bibel aus der Schublade, setzte die Brille auf und begann zu lesen.

„Da ist wer am Tor!“ schrie plötzlich die Alte, triß ihren Stock an sich und humpelte so schnell sie ihre gequälten Beine tragen konnten, zur Tür. Knecht und Magd und die beiden Kinder taumelten aufgeregt hinterher.

In dem Finsternis den Hof füllenden Schnee sondeten sie einen völlig erschöpft an der Hauswand lebenden Soldaten. Er hob kraftlos den Arm und bewegte die Lippen, brachte aber keinen Ton heraus.

Die Kinder, die sich von ihrem heimgekehrten Vater nicht trennen wollten, waren endlich zu Bett gebracht worden. Mit ruhiger Plausche brachten die Lichter am Tonnendamm herunter. Die Mutter bekehrte dem Sohn von Hans und Hof, Dorfereignissen und den Kindern. Hans sollte der Soldat erzählen. Aber das Uebermaß des Erlebten, die Müdigkeit machten ihn stumm. Den Kopf gesenkt, die Augen geschlossen lag er da, als schlief er. Doch da richtete er sich auf und blickte die alte Frau an.

„Weißt du auch, Mutter“, sagte er leise, fast geheimnisvoll, „daß ich noch eine Meile vom Dorf fast gehindert wäre?“

Er erzählte, wie ihn am Wegkreuz der Schlaf übermannt hatte. . . . da träumte ich, du kämest, in dem tiefen Schnee fest verankert, mir entgegen. Mir wurde so angst — und ich machte auf! Noch ein paar Minuten, und es wäre zu spät gewesen . . .“

Der Barbarazweig

Als Olga am frühen Morgen aus dem Haus trat, hatte sich die Welt verändert: die Luft war trocken und durchsichtiger, der Erdboden hart, die Dächer der Gartenstraße glatter im Reiz — endlich durfte man an den Winter glauben. Olga knöpfte den weichen Pelzfragen ihres Mantels hoch über den Sinn zu und machte sich auf den Weg, die Fäden entlang, wie sie sie dem Takt ihrer Schritte zuhörte, der ungewohnt laut war in der stillen Stille, wurde ihr Gang noch beschwingter.

Philipp redete Lyon den Holz und spähte über den Zaun, dies kurze eigenwillige Ausschreiten konnte sein Ehe. Er bank auf einer Leiter und war damit beschäftigt, den Weiden Futterringe in die fahlen Äste zu hängen. Olga lachte leicht in den Knien ein, als sie ihn sah. Philipp, der Kanarier, beharrte in seiner Uniform als einziger Postbote den veränderten Gatten. —

Weihnacht.

In meine Fenster köhlt der Wind,
Der weite Wind, der Weltwind —
Ich spür's, er trägt ein heber Laß,
Sein Mantel hält den Himmelgast.

So stöhnt das Holz, da springt die Tür
Weit auf! Der Gast reist stumm herfür;
So nah, bleibt er doch fern und groß,
Sein' Mitte ist der Weltenschoß.

Vor Zeiten ward er Mensch und Mann,
Gott selbst auf Erden ihn begann . . .
Er wandert still von Ort zu Ort,
Ihn rührt nicht Wind, ihn sagt nicht Wort.

Ihn schändet weder Spott noch Hohn,
Weide Himmels und der Erde Sohn.
Ihn endet weder Raum noch Zeit,
Gottsehn, Dir ist mein Herz geweiht.

Verda o. Verdon.



„Lila! Lila!“ Er war im Aus der Leiter herunter, und kaum war Olga herab, so stand er schon an der Pforte, er mußte halt machen.

Philipp also hatte Urlaub zum Wochenende, er sah zum Fenster. „Ich dachte einfach an dich, Olga. Da sah jeder dich.“ Olga schmunzelte ihren verlockenden Mund; es sollte zerrigelig aussehen, machte ihn aber nur noch reizvoller. Sie mußte schnell weiter, leider, doch für ab. Zum Markt, einkaufen für die Mutter. „Grüß deine Eltern.“

Philipp sah immer noch ihren Mund an, es gab für ihn nichts Beglückenderes, als diesen Mund sprechen zu sehen. „Komm doch herein, Olga“, hat er. „Ich habe Besuch im Garten.“ — Besuch zu Anfang Dezember? — Olga machte raude Augen vor Verstaunen, und Philipp fand das hübsch. Er hatte die Pforte schon geöffnet. „Im Glashaus, natürlich“, erklärte er.

Im Glashaus durfte es, als wäre Frühling. Philipp verzog die Lippen, weil er sah an Olgas Augen, verlor. Das wurde ihr unbehaglich.

„Es ist hier zu warm“, meinte sie den Beträumten, wandte sich und war wieder dankbar.

Er holte sie im Garten ein. Ein paar Besuchten hatte er in der Eile noch mitgebracht. — „Warte, Olga.“ Er wuschelte im die Blumen an den Mantel. — „Dante.“ Das Wort kam, bei der Kälte, wie ein feiner Silberhauch mit ihrem Atem herab, und ihr Mund zeigte sich nur knapp über dem Hals, als müßte er sich gleich wieder verdecken. — „Dante.“ — „Das ist wenig, dachte Philipp. „Weißt du was, ich lasse dich einfach da“, sagte er.

Olga war gekränkt. „Kritik er es erst anwenden, wenn er sie lassen wollte? Aber so war Philipp. Und im Sommer, als sie zum letzten Mal zusammen im Garten gewesen waren, hatte er sie überhaupt nicht gekränkt, obwohl alles ringsherum so schön und grün zugebrochen war! Olga hatte wirklich Grund, gekränkt zu sein.

So hätte sie sich denn auch, als hätte sie nichts gehört, und ging weiter. Wegen die Pforte zu wurde ihr Schritt langsamer, sie spürte hinter ihrem Rücken, daß Philipp zurückblieb. Vielleicht war sie doch zu spät gekommen? Sie blieb stehen und drehte sich um und sah, daß Philipp schon wieder auf seiner Leiter stand und sich in den Kisten zu schaffen machte. Sie hatte ihm gern noch ein nettes Wort gesagt. Ihr Gesicht war rot, von der Kälte dankbar und von der Hitze im Innern. — „Was trägst du eigentlich da oben in den Kirschkästen?“ rief sie. „Vergesse mir nur nicht herunter!“

Philipp gedachte, sie ein wenig zu strafen. „Ich schmecke den Vogel von ihren Weihnachtsbaum, verzeihst du?“ sagte er recht von seiner Höhe herab. „Wenn ich herunterfalle, lauschst du mich ja aufpassen. Im übrigen, mein Kind, sind es nicht Kirschen, sondern Apfelsäure.“

Olga war empört. Ihr Entgegenkommen so abzufertigen! „Es sind Kirschkästen!“ sprühte sie zu ihm hinauf. — „Gut“, Philipp blieb gelassen, „du bekommst alle Winter deine Besuchten von mir, wenn es Kirschen sind. Sobald ich dir aber beweise, es sind Äpfel, gibst du mir den Rest.“ — Im Sommer erst pflückt man Kirschen und allenfalls die ersten Äpfel. Olga war enttäuscht. So lange will er warten? — Aber: „Weiter nichts als einen Rest?“ warf sie leicht hin. „Meinestwegen. Wenn wir nächstes Jahr noch daran denken sollten.“ — „Zu Weihnachten!“ überbot sich Philipp. — „Wie denn das? — In zwei, drei Wochen?“

„Natürlich!“ befräglichte Philipp. „Denn heute steht Barbara im Kalender.“ — „Was heißt das? Und woher willst du das wissen?“ — „Ich weiß es, weil Barbara die Schutzpatronin aller Nonnen ist. Und was es sonst bedeutet, wirst du schon erfahren.“ — Philipp holte sein Messer aus der Tasche, schnitt vom Baum ein Zweiglein ab und kam herunter. „Nimm nur. Stell es zu Haus in Wasser, ordentlich warm und hell. Und laß es stehen bis Weihnachten. Dann besuche ich dich.“

Olga war misstrauisch genug, sie witterte einen Schabernack. Dennoch — man konnte nie wissen, man sollte nichts veräumen: sie stellte den Zweig in einen schmalen Kristallglas. Sie sah auch eine Stunde lang davor, wurde beständig und orakelte. Ihren Vater, der darüber her kam und sie ansah, fragte sie: „Ist es möglich, daß dieser Zweig zu Weihnachten Kirschen trägt? Oder noch besser — Äpfel?“ — Der Vater legte ihr besorgt die Hand auf die Stirn. „Aber heut' ist doch Barbara!“ — „Wann Olga verpackt.“ — „Ach so — ein Verbotswort!“ Der Vater lächelte. „Mitten wird er zu Weihnachten tragen! Ob Kirschen oder Äpfelbäume: das kommt drauf an.“ — „Der Spitzhüter!“ rief Olga. Der Vater konnte sich nicht mehr erwidern, wenn sie meinte, Olga rannte hinaus.

Im eigenen Garten wußte sie besser Bescheid als bei Philipp, sie wußte genau, wo die Kirschkästen standen. Olga brach einen

Zweig ab... Das hat ein Spitzhüter große sie noch immer. Aber nun hatte sie ihre Seelenruhe, bis Weihnachten. Sie fing schon frühzeitig an, bei ihrer Arbeit im Haus die schönsten Tellerchen zu sammeln. Die Mutter sah ihre Tochter oftmals von der Seite an... —

„Nament ging vorüber. Es wurde ein Heiligabend wie aus dem Märchenbuch. Die frühe Nacht war hell vom Schnee und von Sternen. Philipp hatte wieder seinen Urlaub. Bevor sie zu Haus die Kerzen anzündete, drückte er sich hinaus. „Ich hole mir jetzt mein bestes Weihnachtsgeschenk!“

Der Schnee in der Gartenstraße leuchtete das Frost unter seinen Schritten. Und plötzlich fand Olga vor ihm, sie war ihm schon entgegengekommen. — „Wo bleibst du denn?“ empfing sie ihn.

„Bleibst du? — In der Wärme.“ — Philipp nahm seinen Vorteil wahr. „Die Wärme — ach ja, ach ja... Es ist einem so viel durch den Kopf gegangen im Winter.“ Olga verzog den Mund, das dachte ihn wieder in Winter. Sie hatte die rechte Hand hinter dem Rücken hervor. „Warte.“ — Ein blühender Zweig! Philipp wollte ihn schenken wie ein Dankschreiben — da sagte er. „Starrte ihn an. Stielt ihn dichter vor die Augen.“

Fahrt in die Weihnacht / Skizze von Fri drich Wejemann

Wir haben die großen Städte längst hinter uns zurückgelassen. Nun wurde es auch in Delfingen stiller. Die Herbstsonne lagte nicht mit ihrem Licht, aber sobald sie in weiterem über Schloß Kronberg verfunken war, schimmerte das Meer grünlich und blau. Schwedens Küste war nur mehr ein dünner Strich am Horizont. Schiffe malten lange Rauchfahnen an den Himmel, und manchmal lag ein weißes Segel wie ein verirrter Vogel vorbei... —

Überall war es wie ein leises Nickerchen. Die jenseitigen weißen Häuserzeilen, an denen im Juli der Lärm vieler frischer Wanderer wiederhallte, schienen nun grauen Lächeln verhängt.

Und wenn wir einsam durch die verlassenen Parks gingen und ein leeres vergilbtes Blatt herniederstürzte, war es wie ein Kahl.

Ein unbewingbares Sehnsucht wuchs in uns auf. Wir wollten aller Bindungen ledig sein und die Sommerzeit im Kleinsten feiern.

So jagten wir nach Bergen aus, der schönen Stadt Neswegen, hatten bald prächtige Stier unter den Füßen und jagten über Schnee und Eis. Weiter und immer weiter lockte uns die bunte Dämmerung, Fänge und Täler und tiefe Schluchten, in denen die Wasser brausete und auf zackigen Felsen wunderbare Gesteine emporsprangen, gaben unserer Wanderlust stetig neue Nahrung.

Und wenn tagelang der Schnee in dichten Klößen fiel oder der Sturm uns ungewaltig anstarrte, so schlugen wir uns nur verächtlich durch.

Die Menschen? Wir haben sie aus halbverschneiten Hütten hervorstechen, grüßten und waren dankbar für ein gutes Wort. Viele rieten uns ab, weiterzuziehen; wir wollten in die Städte zurückgehen, aus denen wir gekommen; denn hier wohnte unser Herdort... —

Wenige Stunden zählte der Tag noch, die Nacht kam heran. Klein und erdähnlich wurden wir inmitten dieser unbegrenzten Weiten.

Gab sich aus dem grauen Dämmer die reine, klare Nacht, so suchten wir nach den Sternen, die bald hier, bald dort blinzelten; klappten mit erharteten Händen an die Fenster und baten um ein Lager. Mit schlicher Selbstverständlichkeit lud man die müden Wanderer zu Gast. Bald standen dampfende Schüsseln auf dem Tisch, beim Kaffee tranken wir auf, rauchten noch eine Pfeife und erzählten bis in die Nacht hinein.



„Nun —“ lockte ihn Olga heraus, es lang unverbohlen nach Triumph... Blauen sah noch wie der Schnee — Kirschkästen. Philipp war geschlagen. Olga konnte sich nur nicht länger beherrschen und lachte hell heraus, lachte und lachte. Philipp schiederte den Zweig in den Schnee, machte seine strammste Rechtswendung und verschwand in der Nacht... —

Olga zog die linke Hand hinter dem Rücken hervor. An der Gartenpforte holte sie Philipp ein... „Was sind es denn?“

Kirschen oder Äpfel. Philipp? — „Trage sie heimlich, als sie über den Weg vertritt.“ — „Lass sie!“ rief er. — „Aber sieh sie doch genauer an!“ Sie mußte befehlen und stehen, sie streichelte mit dem Zweig über sein Gesicht. „Wahrscheinlich ist es los. Jugendweiches Lächeln, lächerlich verlockendes Lächeln. Denn es waren nun doch Äpfelbäume, schon rötlich angeblüht, große Äpfelbäume! Olga hielt ihn jetzt fest, und sie rührte sich nicht, hatte der Kopf leicht im Nacken, und als sie Philipp's Blick fing, machte sie die Augen zu... —

Es wurde mehr als ein Ruf. Zwischen den Äpfeln lachte sie wieder — oh, ganz anders als vorher —, es war belächelndes Lächeln nach an seinem Ohr und nur für ihn. Und die hohen Sterne waren ihre Weihnachtskerzen.

Weihnachten war nicht mehr fern, es wurde Zeit, an den Kirschen zu denken. Da fügte es sich, daß wir in eine Hütte kamen, die wir so bald nicht wieder verlassen sollten. Die Leute trugen vom Festen auf, es schien fast, als sei der ganze Winterverrat auf den Tisch gebracht. Wir nahmen Saure und Weinge von der Wand und sangen und spielten unsere alten deutschen Lieder. Der Bauer hatte die lange Pfeife angezündet und sah mit halb geschlossenen Augen, tief in den Gedankens zurückgelassen. Manchmal sah die Frau vom Spinnrad auf und nickte uns freundlich zu.

Solweig aber, die Tochter, sah wie eine nordische Märchengestalt verziert am Roman. Warum müssen solche Mädchen Solweig heißen? Die schien bleich und ernst, und das dunkelbraune Haar war wie ein Stück von dieser Erde... —

Wir sangen und spielten, um unsere Mütze zu verbergen. Erzählten von der erhabenen Welt da draußen: den vielfältigen Landschaften der Heimat, dem prunkenden Süden und den Wäldern und Wäldern des Nordens.

Und Solweig lachte und schweig, und es war ihr nie genug. Wir blieben einen Tag um den andern, und schließlich stand Weihnachten vor der Tür.

Solweig war die letzten Tage schweigender gewesen, wie in gehobener Trauer befangen. Ihre großen klaren Augen, die soviel bedeuten konnten, tasteten sich fragend von einem zum andern. Sie liebte — liebte sie den fremden Menschen, der weiße Hände hatte wie von Porzellan und so frisch erzählen konnte — von der Liebe der Mädchen, Abenteuer und ewiger Fahrt? —

An diesem Abend kam erst ein blonder Hüter, und trug von Aiden die Bitte an, Solweig zu freien. Sie seien sich doch zu Jugendzeit verprochen. Am Heiligen Abend sollte die Verbindung sein. Er hatte reichen Besitz... —

Sobald der Nebel laut brachen wir auf, fuhren über die weißen Schneefelder hinweg, durch wilde Talflüsse, an zackigen Scherfelsen vorbei. Abends gruben wir irgendwo ein unterirdisches Loch, schweißte Stundenlang umher, um Holz und Brennholz zu finden. Holz dampfte und brodelte der kupferne Kessel, ein Geschenk, das uns im Sommer ein Lappe zum Abschied gab. Wir schlürften den heißen Tee und rauchten, und niemand sprach ein Wort.

Am und her tobt die Landschaft in erstarrtem, erstarrtem Schweigen aus. Keusch und unnahbar ist alles. Heilige Nacht.

Der Mond steht, von nebligen Dunst umgeben, auf einem grünblauen Frosthimmel. Goldene Wolken schweben darin.

Das Licht rieselt über den Schnee, und die Felsen tauchen gespenstlich auf. Eine Kirschkästen lehnt wie eine weiße Hege am Hang.

Totenstille herrscht in dieser trostlosen Unendlichkeit. Dann klingen plötzlich Stimmen am Himmel auf.

Wir glauben uns in eine neue Welt verwandert. Nicht Sonne, nicht Mond, — es ist nur eine große Einheit von Licht und Dämmerung und Nacht.

Und wenn dann der Rauch vorbei ist, steht wieder die Nacht irdisch und klar über uns. Eine leise Behauptung überfällt uns. Dies liegende, sich selbst vergebende Licht hat etwas von dem blauen, reißenden Kuss. Man fühlt sich dem Leben und dem Tode gleich nahe verwandt... —

Sag „Ja“ zum Leben

Roman von Berth Dehlmann

44. Fortsetzung (Nachdruck verboten)

„Eigentlich bist du schrecklich unhöflich zu ihm gewesen“, sagte Hanni, als Knauer gezwungen war. „Er hat sich eben auch von dem Gesindel blenden und täuschen lassen. Wir haben ja auch nichts gemerkt.“

Aber Lore schüttelte nur den Kopf. „Wir sind zwei dumme Mädchen, die von solchen Sachen nichts verstehen. Und haben wir vielleicht einmal Käsefäden geraten und geglaubt, handzuhaben ist das Ding wert? Ist uns gar nicht einfallen. Er aber hat gleich geschickt. Ist sich wahrscheinlich ungeheuer wichtig vorgekommen, der große Herr, der, da fann von Unhöflichkeit keine Rede sein. Und außerdem hatte ich ohnehin eine Wur auf ihn.“

„Aber Lore!“

„Wohntest ihn wohl einmal verteidigen, den Engel, wie?“

„Erzähle mir lieber, was du von Herrn — von — na du weißt schon, erfahren hast!“

Lore erzählte, wie uns restlose Gemüchheit zu verschaffen, werden wir doch mal mit dem Schmutz zu einem Duellier gehen.“ Schloß sie den Bericht. Und Hanni war mit diesem Vorschlag einverstanden.

Zum gemeinsamen Kaffeetrinken kam es nicht. Es war zu spät. Hanni mußte in den Saal, um Stunde zu geben. In ihrer Stelle leitete Marianne Lore Gesellschaft. Hanni hatte der Kleinen ein Kleid genäht, in dem sie kaum wieder zu erkennen war. Kriechlich sah sie aus, gar nicht mehr zu verschleiern. Die kurze Zeit, die sie hier im Hause lebte, hatte Wunder gewirkt.

Son fern schickte die dumpfen Gongschläge berüber, mit denen Hanni den Rhythmus angab. Im Zimmer selbst läte die Uhr Sonk vor alles still. Behaglich Riß, Lore

lag auf der Couch und Marianne hockte neben ihr und erzählte von der Mutter, die sie so lieb hatte. Vom Vater sprach sie nicht.

„Weißt du denn schon, was du einmal werden willst?“

„Krankenschwester!“ lautete die rasche Erwiderung, und des Kindes Augen leuchteten verklärt. „Weil es so schön ist, gut sein zu dürfen.“ sagte sie erklärend hinzu. „Und der Dufel Sanitätsrat sagt, wenn ich in einem Jahr noch ebenso dichte, würde er zusehen, daß er mich in einem Pflegerinnenkursus unterbringt. Ist das nicht fein?“ Sie klatschte in kindlicher Vorfreude in die Hände. „Als ich einmal krank war, hat Mutti Tag und Nacht an meinem Bett gelesen und mich immerzu gestreichelt. Immerzu. Und ich habe gar keine Schmerzen mehr gehabt. Und wenn Mutti einmal fort mußte oder in der Küche war, dann kamen die Schmerzen gleich wieder. Später, wenn ich einmal Krankenschwester bin, mache ich es dann ebenso. Ich lege mich ans Bett und streichle den Kranken immerzu. Das tut gut. Der Onkel Sanitätsrat sagt auch, Krankenschwester wäre ein richtiger Frauenberuf. Er kann nämlich die Wädel nicht leiden, die das werden wollen, was eigentlich sonst nur Männer machen, weißt du?“

So plauderte sie drauflos, schüttelte ihr keines Herz aus und bereitete Lore eine schöne Stunde. „Am Sonntag nachmittag nehme ich dich mit ins Kino.“ versprochen sie Marianne und läste mit ihrem Vorwärtigen großen Jubel aus. „Woh!“ wie leicht war es doch, ein Kind — denn das war Marianne noch trotz ihrer 15 Jahre — glücklich zu machen!

Dann fuhr Lore nach den „Favorit-Vischspielen“. Das Kino blieb immer mehr einem Schmutzfischen. Täglich wurden zehn Sessel neu bezogen. Der Meister kam in den Vormittagsstunden mit seinen Gesellen und erledigte sein Tagespensum an Ort und Stelle. Gleichzeitig fanden Rollet und Schlotter ununterbrochen Beschäftigung. Die Besucher erlebten von einem Male zum andern immer neue Ueberraschungen.

Lore wurde nicht für die Besitzerin gehalten, sondern

zur eine Verwandte des „Inhabers“. Wenn sie zu Hause sagte, sie sei in der Petersstraße und Umgebung bereits „bekannt wie ein hantler Hund“, so hatte das durchaus seine Richtigkeit. Man konnte sie aber nicht nur, man schätzte sie auch. Die Art, wie sie alles anpackte, imponierte allgemein. Natürlich fehlte es auch nicht an jungen Leuten, die anklangen, sie anzuschauen. Aber Glück hatte keiner.

Meister, der frühere Geschäftsführer, war wiederum... mit der Bitte um Wiedereinstellung an sie herangetreten. Dertmal hatte sie ihn abgewiesen. Das dritte Mal jammerte der Mann so sehr, daß sie ihm einen Posten unter der Bedingung übergab, daß er das Trinken sein lasse. Als Geschäftsführer konnte sie ihn freilich nicht brauchen. Geschäftsführer war sie selber. Aber wenn er mit der Kasse als Portier zufrieden sei, sollte er sie haben.

Meister war zufrieden. Er litt Rot. So bekam er also eine blaue Uniform, die Vore für billiges Geld in einem Kostenvorleibhaus entstand, sowie eine große Schirmmütze, auf der in Goldstickerei — Hannis Arbeit! — „Favorit-Vischspiele“ stand. Nun fand Meister abendlich vor dem Kino, machte die Sonneurs und verkaufte Programmhefte.

Die Kassenverhältnisse gestalteten sich äußerst befriedigend. Nach wie vor wurden laufende Verpflichtungen täglisch abgedeckt. Die Filmverleiherfirma hatte von den 2000 Mark nur noch 900 zu bekommen. Es ging vorwärts, und wenn alles einigermachen weiter gut ging, war der Tag vorausbestimmen, an dem das Unternehmen schuldenfrei dastand.

In diesem Abend mochte daheim auch Hanni ihre „Silanz“. Die Gannaklanten brachten ihr monatlich hundertachtzig Mark ein, die drei Postkenten sechzig und der Knus für rathsmischen Tanz fünfundsechzig Mark. Das war ein Voreingang von rund dreihundert Mark im Monat, ein Betrag, den sie freilich nur durch angelegte Arbeit erwarb. Aber Arbeit war etwas, was sie liebte. Ein Leben ohne Arbeit wäre für sie nicht erträglich gewesen.

Fortsetzung siehe Seite 7